Für das Vaterland

Autor(en): **Burg, Anna**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1940-1941)**

Heft 7

PDF erstellt am: **03.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-664607

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Für das Vaterland.

Man konnte ihn nicht eigentlich einen Idioten nennen. In der Schule war er allerdings zurückgeblieben und hatte durch die Förderklasse geschleppt werden müssen. Doch versicherte die Lehrerin, er sei durchaus nicht dumm, er führe nur ein seltsam abgeschlossenes Dasein in sich selbst, das nie zum Durchbruch kommen könne. Auch seine Mutter nahm ihn in Schutz, wenn es hieß, er sei zu nichts zu gebrauchen. Er half ihr bei den Hausarbeiten und schmiegte sich abends, wenn sie ihm bei den Schulaufgaben zu helfen versuchte, schüchtern an sie, was sie immer so sehr rührte, daß sie ihn nicht allzu streng behandeln konnte, wenn er auf ihre Fragen nach allerlei gefordertem Wissen stumm blieb. Nein, er war kein unsympathisches Kind. Aber als er heranwuchs, schien eine Verschlimmerung seines apathischen Zustandes einzutreten. Sein Gesicht bekam einen flachen, maskenhaften Ausdruck; nur selten glitt etwas wie ein Lachen darüber hin. Seine Augen hatten einen leeren Blick. Zwar schien er zuzuhören, wenn zu Hause oder unter den Kameraden auf der Gasse über mancherlei gesprochen wurde, doch fiel es niemandem ein, ihn ins Gespräch zu ziehen, und man gewöhnte sich daran, ihn stumm und unbeteiligt daneben stehen zu sehen.

Als der Krieg ausbrach, stand er auf der Straße, wenn Truppen vorbeizogen, schaute ihrem Halt, ihrem Treiben zu, die Hände in den Taschen, mit stumpfem Blick. Hie und da wurde er von den Soldaten als Bote benutzt; es schien dann für einen Augenblick eine lebhafte Bewegung in seinem Innern zu entstehen, doch sobald die Aufgabe erfüllt war, versank er wieder in seine Lethargie und war nur noch ein völlig fernstehender Zuschauer, wenn die Burschen mit den Mädchen scherzten.

Der Alois spielte eine richtige Statistenrolle. Niemand dachte daran, daß er schon bald 18 Jahre alt war. Nur seine Mutter fragte sich mit heimlichem Bangen, ob er wohl auch zu den Rekruten ausgehoben werden möge. Er war ein gesunder, kräftiger Bursche. „Solche werden jetzt auch gebraucht," sagte die Nachbarin eines Tages, als er neben den zwei Frauen stand, „man kann so starke Kerle nicht einfach auf der Seite stehen lassen; die können ja auch einen Tornister tragen." Sie lachte dazu. Und plötzlich erfaßte sie einen Blick aus den Augen des Knaben, der sie flüchtig mit Staunen erfüllte.

Ehe aber Alois noch vor die Frage des Rekrutendienstes gestellt wurde, mußte er sich zu den Musterungen des Hilfsdienstes einfinden. Was dabei in ihm vorging, vermochte die Mutter nicht zu erraten, aber daß er nicht so gleichgültig war wie sonst, merkte sie wohl.

„Heute werden alle eingereiht", hieß es, „mag einer krumm sein, bucklig oder hinkend, er wird angenommen." Natürlich wurde auch der stramme Alois als tauglich befunden. An dem Tage, da es bekannt geworden war, hantierten seine Hände ungeschickter; die Mutter dachte, er habe Angst vor dem Neuen, das ihn erwartete, und sie tröstete ihn, er solle nicht bange sein, es werde alles gut gehen. Aber er schaute sie fast erstaunt an und sagte in seiner unbeholfenen Art, er habe doch keine Angst.

Als er dann am Abend bei den andern jungen Leuten stand, mußte er sich viele Neckereien gefallen lassen. Ob er wisse, daß man zuerst auf hundert zählen müsse, ehe man seinen Dienst zugewiesen bekomme, ob er auch richtig ausgerüstet sei; und man zählte ihm so viele Dinge auf, die zu der Ausrüstung gehörten, daß er nur mit einem verlegenen Grinsen antworten konnte.

Die Hilfsdienstpflichtigen wurden unterrichtet, und jeder bekam seine Befehle. Alois wurde einem Eisenbahndetachement zugeteilt, das sich in der Nähe der Grenze zu betätigen hatte. Es gab zuerst Grabarbeiten und derlei Beschäftigungen. Alois fügte sich ein wie die andern. Bald dachte niemand mehr daran, ihn zu foppen. Er wurde einfach nicht mehr beachtet. Sein Gesicht blieb unbewegt. Es schien ihn nichts in Erregung bringen zu können. Er aß und trank und machte alles mit, wie es befohlen war.

Eines Tages kam die Weisung, es müßten Geleise gelegt werden. Heimlich wurde gebrummt, denn das war eine harte Pflicht, ein sogenannter „Krampf". Schwankend unter der eisernen Last schleppten sich die Männer stundenlang hin und her, immer die Bürde ablegend und zurückgehend, um neue zu holen. Jeder war froh, wenn er mit Alois zu tragen hatte, denn dieser besaß starke Arme, die, wie es den Anschein hatte, zwei Drittel des Gewichtes für sich nahmen. Doch einmal traf es sich, daß er als Genossen einen offenbar schon sehr ermüdeten Kameraden hatte, — man wußte nachher nicht recht, wie es zugegangen war, aber das schwere Geleisestück fiel Alois unversehens

auf den Fuß. Mit unterdrücktem Schmerzenslaut krümmte er sich zusammen. Und dann konnte er nicht mehr aufstehen. Man trat zu ihm, man schaute in sein verzerrtes Gesicht, fragte: „Tut es weh?" und holte den Offizier. Dieser ordnete die Überführung des Verunglückten ins Krankenzimmer an, wo ihm mit Mühe der Schuh ausgezogen wurde. Sein Fuß schien nur noch eine weiche Masse zu sein. Auf Weisung des Arztes kam Alois in das Spital. Das Glied war zerquetscht, die Knochen gebrochen. Es gab eine langwierige Geschichte. Alois lag stumm und ergeben da. Sein Gesicht blieb ausdruckslos, sobald der Schmerz nachließ. Der Arzt unterhielt sich an seinem Bett mit der Schwester, ohne sich Zwang anzutun. Wahrscheinlich würde Alois sein Leben lang hinken, wenn auch das Schlimmste verhütet werden konnte, — man mußte den Fuß nicht abnehmen.

Es waren Wochen vergangen, als er endlich, an einem Stock humpelnd, das Spital verlassen konnte. Seine Mutter holte ihn ab. Der Arzt war gerade zugegen und begleitete ihn bis auf die Straße.

„Also, vielleicht kommts noch besser", sagte er ermunternd zu der Frau, und zu dem Jüngling gewandt, fügte er bei: „Nur nicht den Mut verlieren, es ist ja alles noch gut abgelaufen. Es hätte schlimmer sein können."

Alois starrte ihm ins Gesicht. Es war, als wolle er etwas fragen. Aber nur mit Mühe brachte er verständlich hervor, ob er nicht mehr würde Hilfsdienst leisten können?

Der Arzt zuckte die Schultern.

„Es ist nicht ganz ausgeschlossen. Nichts ist unmöglich. Und wenn es doch nicht der Fall sein sollte, so tröste dich, Alois, den Fuß, den hast du nun eben dem Vaterland zum Opfer gebracht. Das ist auch etwas, nicht wahr? Für das Vaterland."

Und nie in seinem Leben vergaß der Arzt den Glanz, der bei diesen Worten über das stumpfe, leblose Gesicht des jungen Mannes ging; nie vergaß er, wie sich die sonst so leeren Augen mit plötzlichem Feuer füllten, wie sich der breite Mund in einem Lächeln verzog, das das Antlitz mit Schönheit überstrahlte.

Der Arzt ging in tiefen Gedanken ins Haus zurück. Wie viele Seelen liegen hinter Wänden, verschlossen, gehemmt, wenn man nicht das Zauberwort findet, das für Augenblicke wenigstens ihren Bann sprengt und ihren Reichtum enthüllt. Gab es für jede Seele solch ein Zauberwort? Gab es überhaupt eines, das in diesen Tagen die Macht besaß, die dem einen gegeben ist, das er eben als Schlüssel für die stumme Knabenseele gebraucht hatte? Das er angewandt hatte, ohne seine Kraft ganz zu kennen? Denn ihm war, als empfände er selbst zum erstenmal die ganze feurige Gewalt, die in dem Worte liegt: „Für das Vaterland!"

Anna Burg.

Der Vater kommt heim.

Silvesteridyll von August Hüppy.

Grausig kalt wehte die Bise, und der hartgefrorene Schnee wimmerte unter den Tritten der wenigen Fußgänger, die sich noch auf der Dorfstraße bewegten. Jedermann suchte so schnell als nur möglich innerhalb der warmen Wände einer Stube Schutz zu finden. Es war der letzte Abend des Jahres; man konnte doch nicht wohl zu Bette gehen, bevor die ehernen Zungen von der Höhe des Dorfkirchturms aus das Ende des alten und den Eintritt des neuen Jahres verkündet hatten. Nach alter Väter Sitte versuchten die Leute so fröhlich wie nur tunlich dem Wechsel des bürgerlichen Jahres beizuwohnen. Es mußte gegessen, getrunken, getanzt und geschäkert werden, wer wußte denn, wie es im nächsten Jahr aussah. Nur wenige, der Welt abgewandte Leute, gingen in dieser feierlichen Stunde in sich und machten Betrachtungen über ihre Erlebnisse des vergangenen Zeitabschnittes und heilsame Vorsätze für das anbrechende Jahr. Welche handelten klüger? Wäre weise, wer das wüßte!

In einem bescheidenen Dachraum saß in wehmütiger Stimmung, aber doch an einem Tische, der mit Kuchen, Birnbrot, Äpfeln, Nüssen und einer Flasche Roten versehen war, eine noch jugendliche Mutter mit Sohn und Tochter.

„Es sind nun schon sieben lange Jahre verflossen, seitdem wir alle — Vater, Mutter und ihr zwei Kinderchen — am Silvesterabend zum letztenmal hier glücklich und gemütlich beisammen saßen," hub die Mutter zu erzählen an. „Dann kam der menschenwürgende Krieg, der unsern teuern Vater ins Feld rief. Ihr beide wart noch zu klein, um zu begreifen, wie schwer ihm und mir der Abschied wurde. Werden wir uns alle je wiedersehen? so stürmte es durch unsere Köpfe. Der